



„Sagte ich es nicht, daß Sie erstaunen würden? Ging's mir denn besser? Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als ich den Namen hörte. Ein so armes Mädchen — aber ich pries doch Gottes Liebe und Güte, der die Menschen so wunderbar zusammenführt und sich der Elenden und Verlassenen annimmt. Wenn Gott so deutlich den Weg bezeichnet, den zwei Menschen zu wandeln haben, dann sollten wir wohl ein Uebriges thun und dahin streben, daß sein Wille auch ausgeführt wird. Ich möchte das schon thun, doch stehe ich mit den Egler's schlecht — er ist ein roher Patron. . .“

„Wenn Sie im Namen Gottes kommen,“ sagte Berner, „dann müßte es doch mit einem Wunder zugehen, wenn man Sie nicht mit offenen Armen aufnehmen würde.“

Der Pfarrer wußte nicht, was er auf diese Worte, die wie schneidiger Hohn klangen, erwidern sollte. Er that, als hätte er sie gar nicht gehört und fuhr fort: „Herr Berner, Sie sind mit Egler's befreundet. Ich denke, Sie werden keinen Augenblick zögern, ein wirklich gutes Werk zu thun. Es würde Ihnen auch,“ fügte er in scharfer Betonung hinzu, „reiche Früchte tragen. Ein Mann, der dem Förster diesen Dienst leistet, wird gegen alle Noth des Lebens geschützt sein. — Niemand ist dankbarer als Derjenige, dessen Liebessehnsucht erfüllt wird. . .“

„Zumal wenn er mit der Geliebten auch eine reiche Mitgift erhält,“ ergänzte Berner.

Der Pfarrer blickte ihn einen Augenblick sprachlos an. Sollte Berner etwas von dem Walde wissen?

„Sie scherzen, lieber Herr Berner,“ sagte er endlich.

„Lassen Sie uns keine unnützen Worte dreheln, Herr Pfarrer,“ entgegnete Berner aufstehend. „Ihr trauernder Förster trauert um den Wald, den er gern haben möchte, und die Seufzer und Thränen, die dabei zum Vorschein kommen, sind heuchlerisch. Das wissen Sie auch besser als ich, und Sie sollten mich nachgrade kennen. Durch so plumpe Mittel, wie Sie sie anwenden, lasse ich mir keinen Sand in die Augen streuen. Ersparen Sie sich also jede weitere Mühe; das Mädchen besitzt auch nicht die geringste Neigung für Ihren Förster, ihr Herz ist vergeben. Ich biete zu einem Kuppelgeschäfte nicht die Hand. Der grade Weg ist der beste, sagen Sie das dem Förster; empfindet er wahre Neigung für das Mädchen, dann weiß er ja, wo sie wohnt.“

„Aber, lieber Herr Berner,“ stotterte der Pfarrer, im höchsten Grade verwirrt, „ich weiß gar nicht, was Sie wollen.“

„Ich aber genau, was Sie im Sinne haben, — und ich glaube, ich habe mich deutlich genug ausgedrückt. Der Förster muß sich den Appetit nach dem Walde vergehen lassen — und er wird wohl thun, bei Zeiten an eine andere Versorgung zu denken. Das kann ihm auch nicht schwer fallen, seine Kunst im Schwören wird ihn nie verderben lassen.“

Der Pfarrer hatte sich von seiner Ueberraschung wieder erholt.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Berner,“ sagte er, „daß mir der Förster nichts von einem Walde oder einer Mitgift gesprochen. Sie können sich denken, daß mich Ihre Antwort in Erstaunen versetzt. Ich habe Egler's stets für sehr arm gehalten.“

„Erlassen Sie mir darauf die Antwort,“ entgegnete Berner. „Ich von meinem Standpunkt werde mit allen Kräften gegen den saubern Plan ankämpfen, weil ich nur Unglück voraussehe.“

„Aber, lieber Herr Berner. . .“

„Ich bin zu dem Handel nicht gewissenlos genug.“

„So werden Sie es vor Gott zu verantworten haben,“ sagte der Pfarrer, sich jetzt auch erhebend und zu seinem Hut und Stocke greifend. „Gott weiß es, ich wollte helfen und retten gegen mein eigenes Empfinden, das mir zulüfterte, diesen Egler's niemals mehr die Hand zur Stütze zu reichen. Gott, der in die Herzen sieht, weiß, wie ehrlich meine Absicht gewesen, wie übermächtig die christliche Liebe in mir erwachte, die da befiehlt, die rechte Wange hinzuhalten, wenn die linke geschlagen wird. Alle Regungen des Zorns unterdrückte ich und gab bereitwillig Raum der christlichen Langmuth und Liebe gegen Diejenigen, die uns hassen. Ich. . .“

„Herr Pfarrer,“ unterbrach Berner die Selbstverherrlichung, „mir gegenüber bedarf es dieser Worte nicht, wir kennen uns ja.“

Der Pfarrer warf ihm einen wüthenden Blick zu, aber noch einmal unterdrückte er seinen Zorn.

„Herr Berner, Sie sind arm,“ sagte er. „Sie werden alt — bedenken Sie, was Sie mit Ihrer Weigerung verschmerzen.“

„Ich bin mir darüber ganz klar, Herr Pfarrer. Sie werden sich erinnern, daß ich ebenso entschieden Ihre Wünsche zurückwies, als Sie Marie Köhler glücklich machen wollten.“

Jetzt schäumte es bei dem Pfarrer über. „Sie erdreisten sich, mich zu verhöhnen!“ rief er mit lauter Stimme. „Das soll Ihnen theuer zu stehen kommen.“

Er riß die Thür auf und stürmte hinaus.

„Da befindet sich Blumenthal wirklich auf gutem Wege,“ sagte Berner. „Was wäre das doch für ein Glück, wenn er den Vertrag fände. Er sprach von Jörg — aber der Jörg hat den Wiesenvertrag nicht gestohlen, das habe ich dem Egler schon längst gesagt, der Mensch stiehlt den Armen nichts. Ich sollte doch einmal in den alten Büttner'schen Papieren nachsehen; — will doch morgen auf den Boden steigen.“

Noch einen Besuch empfing Berner, ehe er zur Ruhe ging. Der Weber Frommelt, ein hochbetagter Greis, leuchte an Krücken heran.

„Biel zu spät, Frommelt, für Ihr Alter,“ sagte Berner, ihm rasch einen Stuhl bringend.

„Geht zu Ende, geht zu Ende,“ sagte der Alte mit heiserer Stimme und ließ sich auf den Stuhl nieder. „Möchte doch nicht eher zur Grube fahren, als bis ich mein Recht bekommen und meinen Sohn vor der Welt gereinigt habe. Will mich doch an den König wenden, das soll ein gerechter Mann sein.“

Berner schüttelte den Kopf. „Eine Krähe haßt der andern die Augen nicht aus,“ sagte er. „Dabei kommt nichts heraus. Der König ist kein König der Armen — der erkundigt sich besten Falls bei der Regierung und die Regierung beim Landrath und der Landrath — beim Grafen. Was kann dabei Gutes herauskommen?“

„Haben wir Armen denn gar kein Recht? Und so sonnenklar ist's ja, daß der Schlegel einen falschen Eid geschworen. Der König soll doch gut sein und ein Herz für seine Unterthanen besitzen. Ich möchte es doch einmal probiren. Der wird, glaube ich, schon Recht schaffen.“

„Ich will die Eingabe gern machen,“ sagte Berner, „aber ich verspreche mir gar nichts davon. Vergeht denn ein Tag, an dem nicht ein Bürger- oder Bauernkind von einem Offizier gemordet wird? Wollte er alle die Mordthaten bestrafen, dann würde der König bald keine Offiziere mehr haben. Das Erstechen aus Vergnügen ist verboten, aber das zu Tode drillen nicht, — aber was hilft das Neben — ich werde die Eingabe machen. Doch habt Ihr denn auch Geld, das Porto zu bezahlen? Solch Brief muß gehörig rekommandirt sein und das kostet viel Geld.“

„Dann werde ich wohl nichts machen können,“ sagte der Alte seufzend. „Da können sich ja nur die Reichen an den König wenden. . .“

„Deren König ist er ja auch,“ antwortete Berner finster. „Was brauchen die Armen auch einen König. Rechnet einmal aus, Frommelt, wie viele Weber und Spinner von den Millionen Thalern ihr ganzes Leben lang glücklich leben könnten, die so ein einzelner Mensch in einem Jahre verbraucht.“

Frommelt nickte mit dem Kopfe.

„So wird die Schuld auf meinem Sohne sitzen bleiben,“ sagte er nach einer Weile.

„Schuld, was für eine Schuld denn?“ rief Berner aufgebracht aus. „Wenn er sich wirklich gegen den Hauptmann, der ihn mißhandelte, zur Wehr gesetzt, wenn er seinen Quäler niedergestoßen hätte, dann würde er vor der Welt im Rechte gewesen sein.“

„Aber die Leute sagen doch. . .“

„Die Leute reden nur, was man ihnen vorgeschwagt. Peinigt und quält man mich, dann wehre ich mich. Doch, lieber Nachbar, ich will an den König schreiben — morgen könnt Ihr den Brief abholen.“

„Ach, lassen Sie es lieber sein, ich kann ja doch das Porto nicht aufbringen.“

„Hört, lieber Nachbar,“ sagte jetzt Berner. „Ihr wißt, ich helfe gern, wo ich kann. Aber hier ist doch Arbeit und Geld zum Fenster hinausgeworfen. Und wenn Ihr einen vernünftigen Menschen fragt, dann wird er sagen, daß ich Recht habe. Macht euch keine unnützen Sorgen darum, was die Leute über euern Sohn reden. Er war ein braver Kerl, das wissen wir alle, und wir wissen auch, was für Gelichter im Schlosse wohnt. Damit

laßt es genug sein; beim Militär findet sich kein Richter, der nach unserer Auffassung Recht spricht und der König denkt so wie seine Offiziere.“

„Dann will ich nur wieder gehen,“ sagte Frommelt. Mit einem Händedruck verabschiedete er sich von Berner und keuchte davon.

(Fortsetzung folgt.)

## Abgerissene Bilder aus meinem Leben.

Von Joh. Ph. Becker.

(Fortsetzung.)

Nun trat aber in dieser Pause die Frage, wie es unter bewandten Umständen wohl meiner „Unschuld“ ergehen werde, mit verdoppelter Wucht an mich heran. Wie gerne hätte ich mir jetzt vom königstreuen „Demagogenwolf“ mit einem Verhör ein Stück von meinem revolutionären Schlachtroß abwürgen lassen, um wenigstens zu einiger Gewißheit meiner Lage zu kommen. In dessen war der Reiz, den ich stets für alles Märtyrertum gefühlt, durch die Erlebnisse des Tages bedeutend gestiegen. Ja, es hatte mir damals vor keinem noch so großen Ungemach gegraut, und selbst die ziemlich Sorgen um die Zukunft meiner Familie waren eher geeignet, meinen Muth zu heben, als zu beugen. Die so mannichfaltigen, mir so seltsamen Vorkommnisse, die in so wenigen Stunden auf mich einströmten, hatten mir trotz der theilweise sehr widerlichen Eindrücke das Leben und seine Aufgaben viel interessanter und drastischer erscheinen lassen. Die Wahrnehmung, daß man selbst im Gefängniß eine gemeinnützige Reise durch's Leben machen kann, und daß man sogar die sog. niedrigsten Schichten der Gesellschaft durch sachentsprechende Belehrung zur Erfüllung edler Werke befähigt, war für mich ein ganz besonders erquickender Trost. In einem meiner späteren „Abgerissenen Bilder“ werde ich auch zeigen, wie mehrere meiner Zellengenossen, die ich als meine Schüler betrachten konnte, sehr strebsame Menschen geworden sind. Aber meine Schüler waren auch meine Lehrer, wie mein Gefängniß überhaupt, wenn auch wesentlich durch Selbststudium, meine eigentliche Revolutionsuniversität geworden war. Freilich hätte dies nicht in ersprießlichem Maße der Fall sein können, wenn Gestalt und Ausdruck der „auserlesenen“ Gesellschaft nicht durch fast alltäglichen Austritt alter und Eintritt neuer Genossen die mannichfaltigsten, stets zu frischen Wahrnehmungen führenden und zu weiteren Studien reizenden Veränderungen erlitten hätten, so daß während meiner Haftzeit wohl Hunderte strebsamer Griff- und Kniffgenies, schuldiger und unschuldiger Strafhandskandidaten auf meiner senatlosen Hochschule dozirten und hospitirten. Zwar habe ich da vorerst weniger gelernt, wie die Welt sein soll, als vielmehr, wie sie nicht sein soll, denn wenn ich zur Zeit des Hambacherfestes den ganzen Himmel noch voll Bahgeigen hängen und auf Erden so ziemlich Alles in Rosenfarben gesehen, so dünkte ich mich dennoch inzwischen, d. h. bis zur Stunde meiner Verhaftung, also kaum sechs Monate später, derart welterfahren und weiße geworden zu sein, daß ich alles Sein und Werden nach wahrer Gestalt und wirklichem Gehalt richtig zu beurtheilen und zu ermessen im Stande wäre; so hatte ich aber nach den wenigen Gefängnißstunden recht begriffen, wie überreich ich noch an irrigen Vorstellungen war und wie Vieles ich noch zu vergessen und zu lernen nöthig hatte. Weil ich jedoch den Werth solcher Erkenntniß zu schätzen wußte, hatte mich auch der Verlust so mancher süßen Illusion nicht betrübt, da mir noch manch' altes Lustschloß und phantastisches Material genug zum Aufbau neuer übrig geblieben war. Bin ich doch auch heute noch der Meinung, daß es zu einem vernünftigen Zustande keinen halbwegs befähigten Menschen ohne ideale Illusion, Leidenschaft und Ambition, dieser sittlichen Reiz- und Heilmittel der Lokomotive aller kulturgeschichtlichen

Regungen und Bewegungen, geben dürfe, da er ja sonst mehr als bläsiert, nur eine lebendige Ruine vom Werthe eines ausgetretenen Strumpfes wäre.

Wenn ich nun vermuthen darf, daß ich meinen Lesern mit der Erzählung eines kaum halbtägigen Kerkerlebens einiges Interessante geboten, so kann ich ihnen dennoch sagen, daß ich das bei weitem Interessanteste und Seltsamste des Tages erst in der folgenden Scene erlebte!

Schon lange hatte ein sauber gekleideter, sehr robuster junger Mann, der gesenkten Hauptes ganz allein auf der Gefängnißbank saß, ob seines beständigen Schluchzens und Seufzens, wie seiner gänzlichen Theilnahmlosigkeit an aller Unterhaltung, meine Aufmerksamkeit erregt. Aber erst die momentan eingetretene Stille erlaubte mir, mich näher mit ihm zu befassen, und, indem ich ihm die Hand auf die Schulter legte und die anderen Genossen scharf anblickte, sagte ich: „Wenn ihr Alle, bis auf den Küfer, euch für unschuldig haltet, so fühlt dieser Mitbruder da sich gewiß arg schuldig, weil er so zerknirscht dasitzt, nie den Kopf in die Höhe hebt und sich in die Augen schauen läßt; oder,“ fragte ich ihn direkt, „bist du vielleicht noch unschuldiger, als all' die Unschuldigen in diesen vier Wänden?“ Aber noch ehe er antworten konnte, schrie mich der Kupfernäsig mit seiner Holzraspeltimme an: „O, laß' doch den Hochmuthsnarr gehen, der redet mit Keinem ein Wort und glaubt mehr zu sein wie ein Anderer, weil er ein paar Ackerle und eine Frau und eine Kuh und eine Sau hat. Da bin ich doch ein ganz anderer Kerl und kein Bissel stolz auf mein schuldenfreies Kupferbergwerk und setze aber für mein schön Vermögen nur Den zum Erben ein, der seinen Vater umgebracht hat.“ Während nun der bewußte Bursche an der Strohsäckwand bei feuerrothem Gesicht die Fäuste ballte, sprang der Küferbursche auf den höhnischen Redner mit den Worten zu: „Hör', Bagabund! Wenn du nicht gleich dein Maul hältst, so schlag' ich dir deine Nas' zu lauter Patweg.“ Nur durch mein rasches und energisches Einschreiten, dem der alte Stammgast die Rettung seines Bergwerks verdankte, wurde aller Gewaltthätigkeit vorgebeugt und auch sofort eine fast feierliche Ruhe hergestellt, bei der man dann die herzbrechenden Stoßseufzer des gebeugten Mannes auf der Gefängnißbank um so deutlicher vernehmen konnte. Jetzt säumte ich auch nicht, ihn in recht vertraulicher Weise zu bitten, uns doch sein Herz auszusüßten und offen zu gestehen, was ihm so großen Seelenschmerz verursache; vielleicht könnte ich ihm guten Rath geben und Hülfe schaffen. „Ja, ja,“ riefen viele Stimmen, „man muß ihm helfen!“ — Nachdem sich nun der Zerknirschte, einigemal tief Athem schöpfend, von etwas krampfhaften Verzuckungen erholt, sagte er in wahrhaft rührendem Klagen: „Ach, guter Herr, ich bin ganz gewiß unschuldig, aber was nützt mich meine Unschuld, ich werd' ja doch zum Tod oder zu ewigem Gefängniß verurtheilt; o, mein' liebe, liebe Frau, mein' gute, gute Lisbeth!“ Hierauf fing er aber wieder zu schluchzen und zu weinen an, daß sich Steine hätten erbarmen mögen. Die Scene war wirklich herzerschütternd; vielen der Gefangenen flossen die Thränen aus den Augen.

(Schluß folgt.)

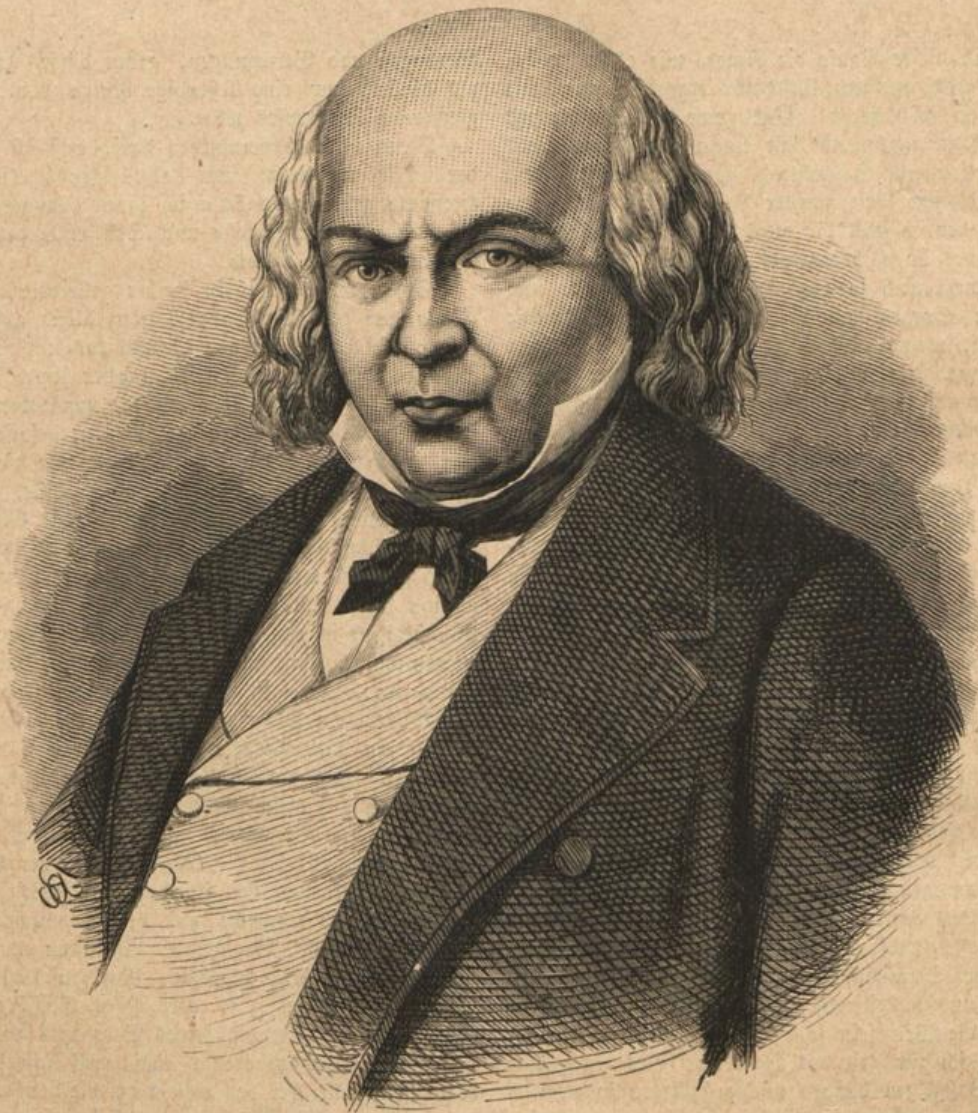
# Wilhelm Wolff.

Von Friedrich Engels.

## II.

In Brüssel fand er bald Beschäftigung in einem dort gegründeten Korrespondenzbureau, das deutsche Blätter mit französischen, englischen und belgischen Nachrichten versah und das, soweit die Umstände dies zuließen, in sozialdemokratischem Geiste redigiert wurde. Als die „Deutsche Brüsseler Zeitung“ sich unserer Partei zur Verfügung stellte, arbeitete auch Wolff daran mit. Im Brüsseler deutschen Arbeiterverein, der von uns um diese Zeit ge-

stiftet wurde, war Wolff bald einer der beliebtesten Redner. Er gab dort wöchentlich eine Uebersicht der Tagesereignisse, die jedesmal ein Meisterstück volkstümlicher, ebenso humoristischer wie kräftiger Darstellung war, und namentlich die Kleinlichkeiten und Gemeinheiten der Herren wie der Unterthanen in Deutschland gebührend züchtigte. Diese politischen Uebersichten wurden für ihn so sehr ein Lieblings-thema, daß er sie in jedem Verein abhandelte, an dem er sich betheiligte, und immer mit derselben Meisterschaft populärer Darstellung.



Böranger. Originalzeichnung. (Siehe Seite 256.)

Die Februarrevolution brach los und fand sofortigen Widerhall in Brüssel. Schaaren von Menschen versammelten sich jeden Abend auf dem Großen Markt vor dem Rathhause, das von der Bürgerwehr und Gendarmarie besetzt war; die vielen Bier- und Schnapswirtschaften um den Markt waren gedrängt voll. Man schrie „Vive la république!“, man sang die Marseillaise, man drängte, schob und wurde geschoben. Die Regierung hielt sich scheinbar mäuschenstill, berief aber in den Provinzen die Reserven und Beurlaubten zur Armee ein. Sie ließ dem angesehensten belgischen Republikaner Herrn Jottrand unter der Hand mittheilen, der König sei bereit, abzudanken, falls das Volk es wünsche, und er könne das vom König selber hören, sobald er wolle. Jottrand ließ sich in der That von Leopold erklären, er selbst sei in seinem Herzen Republikaner und werde nie im

Wege stehen, falls Belgien sich als Republik zu konstituiren wünsche; er wünsche nur, daß alles ordentlich und ohne Blutvergießen abgehe, und hoffe übrigens auf eine anständige Pension. Die Nachricht wurde unter der Hand rasch verbreitet und wiegelte soweit ab, daß kein Erhebungsversuch gemacht wurde. Aber kaum waren die Reserven beisammen, und die Mehrzahl der Truppen um Brüssel konzentriert — drei bis vier Tage genügten in dem kleinen Ländchen —, so war von Abdankung keine Rede mehr, die Gendarmarie schritt plötzlich Abends mit flacher Klinge gegen die Menschenhaufen auf dem Markte ein, und man verhaftete rechts und links. Unter den ersten der so Gemißhandelten und Verhafteten war auch Wolff, der ruhig seines Weges nach Hause ging. In's Rathhaus geschleppt, wurde er von den wüthenden und angetrunkenen Bürgergardisten noch nachträglich gemißhandelt

und nach mehrtägiger Haft über die Grenze nach Frankreich spedirt.

In Paris hielt er sich nicht lange auf. Die Berliner Märzrevolution und die Vorbereitungen zum Frankfurter Parlament und zur Berliner Versammlung veranlaßten ihn, zunächst nach Schlesien zu gehen, um dort für radikale Wahlen zu wirken. Sobald wir, sei es in Köln, sei es in Berlin, eine Zeitung gegründet, wollte er dann zu uns kommen. Seiner allgemeinen Beliebtheit und seiner populär-kraftigen Beredsamkeit gelang es,

namentlich in ländlichen Wählerkreisen radikale Kandidaturen durchzusetzen, die ohne ihn aussichtslos waren.

Inzwischen erschien am 1. Juni in Köln die „Neue Rheinische Zeitung“ mit Marx als Redakteur en Chef, und bald kam Wolff, seinen Posten auf der Redaktion zu übernehmen. Sein unermüdlicher Fleiß, seine peinliche, durch nichts zu beirrende Gewissenhaftigkeit hatten in der aus lauter jungen Leuten bestehenden Redaktion den Nachtheil für ihn, daß die Andern sich manchmal eine Extra-Freistunde nahmen, in der Gewißheit, „Lupus werde



„Arbeitseinstellung.“ Nach dem Gemälde von Wieschebrint.

schon dafür sorgen, daß die Zeitung zu Stande komme,“ und will ich mich selbst durchaus nicht davon freisprechen. Daher kam es, daß Wolff in der ersten Zeit des Blattes sich weniger mit Leitartikeln, als mit den laufenden Arbeiten beschäftigte. Bald fand er jedoch einen Weg, auch diese zu selbstständiger Thätigkeit zu verwenden. Unter der laufenden Rubrik „Aus dem Reich“ wurden die Nachrichten aus den deutschen Kleinstaaten zusammengestellt, die kleinstaatlichen und kleinstädtischen Beschränkheiten und Philistereien der Regenten wie der Regierten mit unvergleichlichem Humor behandelt. Gleichzeitig gab er in der

„Demokratischen Gesellschaft“ allwöchentlich die Uebersicht der Tagesereignisse, die ihn auch hier bald zu einem der beliebtesten und wirkungsvollsten Redner machte.

Die Dummheit und Feigheit des Bürgerthums, die seit der Pariser Junischlacht sich immer höher steigerte, hatte der Reaktion wieder erlaubt, zu Kräften zu kommen. Die Kamarillen von Wien, Berlin, München u. s. w. arbeiteten Hand in Hand mit dem edlen Reichsverweser, und hinter den Koulissen stand die russische Diplomatie und lenkte die Drähte, an denen jene Marionetten tanzten. Jetzt, im September 1848, rückte für diese Herren

der Augenblick zum Handeln heran. Unter direktem und indirektem (durch Lord Palmerston besorgtem) russischem Druck war der erste schleswig-holstein'sche Feldzug durch den schmählichen Waffenstillstand von Malmö beschloffen worden. Das Frankfurter Parlament erniedrigte sich dazu, ihn zu bestätigen, und damit offenbar und unzweifelhaft sich von der Revolution loszusagen. Der Frankfurter Aufstand vom 18. September war die Antwort; er wurde niedergeschlagen. Fast gleichzeitig war in Berlin die Krisis zwischen der Verfassungs-Vereinbarungs-Versammlung und der Krone ausgebrochen. Am 9. August hatte die Versammlung durch einen höchst zahmen, ja schwächernen Beschluß die Regierung gebeten, doch etwas zu thun, damit das schamlose Gebahren der reaktionären Offiziere nicht mehr so offenbar und anstößig betrieben werde. Als sie im September Ausführung dieses Beschlusses verlangte, war die Antwort die Einsetzung des direkt reaktionären Ministeriums Pfuel mit einem General an der Spitze (19. Sept.) und die Ernennung des bekannten Wrangel zum Obergeneral in den Marken: zwei Winke mit dem Zaunpfahl für die Berliner Vereinbarer, entweder zu Kreuz zu kriechen oder Auseinanderjagung zu gewärtigen. Die Aufregung wurde allgemein. Auch in Köln wurden Volksversammlungen gehalten und ein Sicherheitsausschuß ernannt. Die Regierung beschloß, den ersten Streich in

Köln zu führen. Demgemäß wurden am Morgen des 25. September eine Anzahl Demokraten verhaftet, darunter auch der jetzige Oberbürgermeister, damals als „der rothe Becker“ allgemein bekannt. Die Aufregung stieg. Nachmittags wurde auf dem alten Markt eine Volksversammlung gehalten. Wolff präsidirte. Die Bürgerwehr stand ringsumher aufgestellt, der demokratischen Bewegung nicht abgeneigt, jedoch das eigne Heil in erster Linie vertretend. Auf eine Anfrage erklärte sie, sie sei da, das Volk zu schützen. Plötzlich bringen Leute auf den Markt mit dem Ruf: Die Preußen kommen! Joseph Moll, der des Morgens auch verhaftet, aber vom Volk befreit worden war, und der grade das Wort führte, rief: „Bürger, wollt ihr vor den Preußen auseinandergehen?“ — „Nein, nein!“ war die Antwort. — „Dann müssen wir Barrikaden bauen!“ und sofort ging's an's Werk. — Der Ausgang des Kölner Barrikadentages ist bekannt. Durch einen blinden Lärm hervorgerufen, ohne Widerstand zu finden, ohne Waffen — die Bürgerwehr ging vorsichtig nach Hause — verlief die ganze Bewegung blutlos im Sande; die Regierung erreichte ihren Zweck: Köln wurde in Belagerungszustand erklärt, die Bürgerwehr entwaffnet, die „Neue Rheinische Zeitung“ suspendirt, ihre Redakteure genöthigt, in's Ausland zu gehen.

## Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

### 2. Unsere Wohnungen.

(Fortsetzung.)

Daß es aber auch bei uns an schreienden Uebelständen nicht fehlt, denen gegenüber das Reichsgesundheitsamt eine segensreiche Thätigkeit entwickeln könnte, und die eine Abhülfe dringend erheischen, dürfte schon aus dem bisher Gesagten zur Genüge zu ersehen sein, und auch von Niemandem, außer vielleicht einigen Häuserwuchern, geleugnet werden. Es ist schon erwähnt worden, daß sich bei der Volkszählung im Jahre 1867 ergeben hat, daß in den großen Städten Deutschlands 10,2 von 100 Wohnungen überbevölkert sind, und daß in Berlin allein 12,281 Wohnungen, d. h. 12,1 pCt., ohne eine besondere Küche vorhanden sind. Der Vorsteher der Berliner Stadtverordneten, Herr Dr. Straßmann, entwarf auf dem im September 1874 in Danzig abgehaltenen Kongreß des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege folgendes Bild von den Zuständen, wie sie sich jetzt in Berlin entwickelt haben. Er sagte:

„Die Aufgabe, welche für den gewöhnlichen Hausbau der Bautechniker jetzt zu lösen habe, gehe einfach dahin, über und neben der gegebenen Fläche möglichst viel Räume herzustellen, die vermietet werden können. Auf diese Weise seien die Miethskasernen zum Typus der Berliner Wohnung geworden. Vom Jahre 1864—67 haben sich die einstöckigen Vorderhäuser in Berlin um 8 pCt., die zweistöckigen um 36 pCt., die dreistöckigen um 1½ pCt. vermindert, während die vierstöckigen um 11 pCt., die fünf- und mehrstöckigen um 43 pCt. sich vermehrt haben. Die Vorderhäuser mit Kellerwohnungen haben um 14 pCt. zugenommen. Noch ungünstiger stehen die Sachen bei den Hofgebäuden. Diese haben sich von 6937 auf 7204, also um nahezu 4 pCt. vermehrt. Innerhalb der einzelnen Klassen haben sich die einstöckigen um 11 pCt., die zweistöckigen um 7 pCt., die dreistöckigen um 4 pCt. vermindert, während die vierstöckigen um 8 pCt., die fünfstöckigen sogar um 50 pCt. gestiegen sind. Da nun die Wohnungen im Parterre, im ersten, zweiten und dritten Stock als normal, die im Keller und vierten Stock aber als anormal gelten müssen, so wohnen nach der Volkszählung von 1867 83,3 pCt. der Berliner Bevölkerung in normalen, 16,2 pCt. aber in anormalen Behausungen. Wenn nun auch grade in Berlin oft sehr wohlstuurte Leute, Budiker u. in den Kellern wohnen, und es bei der Mortalitäts-(Sterblichkeits-) Berechnung der einzelnen Wohnungsklassen auch auf die Lebens-

weise der Bewohner ankommt, so sei doch die Höhenlage der Wohnung immerhin von gewaltigem Einfluß auf die Gesundheit. Thatsache sei, daß sich für Berlin alle günstigen Momente der baulichen Entwicklung vermindert, und alle ungünstigen rapid vermehrt hätten. Leider sei dies namentlich bei den neuangelegten Stadttheilen der Fall. In der Friedrichstadt außerhalb seien 78 pCt. aller Vorderhäuser mit Kellerwohnungen versehen, während alte Stadttheile nur 16 pCt. aufweisen. Die vier Stock und darüber belegenen Wohnungen weisen noch eine größere Sterblichkeitsziffer auf als die Kellerwohnungen, nämlich 2,6 bis 2,9 pCt. Ein weiterer Uebelstand sei die Größe der Wohnungen. 60,000 Wohnungen können überbevölkert genannt werden, und außerdem wohnen noch 290,000 Menschen in Wohnungen mit nur einem heizbaren Zimmer. Die Zahl solcher Wohnungen beträgt 49 pCt. Ganz eminent wirken bei der vorliegenden Frage die traurigen Berliner Be- und Entwässerungsverhältnisse mit. Die 721 Morgen Wasserfläche der Berliner Rinnsteine düstern Tod und Krankheit aus. Es sei daher nicht zu verwundern, daß jetzt schon ein Todesfall auf 30,5 Seelen kommt und sich unter allen Gestorbenen des letzten Jahres (27,600) zwei Fünftel (11,000) Kinder befanden.“

So schildert der Vorsteher der Berliner Stadtverordneten selbst die dortigen Zustände. Es hat Niemand die Richtigkeit seiner Angaben bestritten. Kellerwohnungen gab es nach den amtlichen statistischen Tabellen in Berlin

1861	9,654
1864	11,985
1867	14,292 mit 62,000 Bewohnern,
1871	19,240 „ 85,840 „
1875	23,200.

Nahzu der neunte Theil der Bewohner der Residenz wohnt in Kellern, und da 14 pCt. hiervon Restaurateure und Speisewirthe und 20 pCt. Vorkosthändler sind, so verkehrt ungefähr der vierte Theil der Gesamtbevölkerung in Kellern.

Die Höfe, deren Größe und Zustand für die Gesundheit der in den Seitenflügeln und Hintergebäuden wohnenden Menschen von so großer Bedeutung ist, sind meist nur enge Zwischenräume, noch nicht zehn Quadratmeter groß, zwischen dem fünf Stock hohen Vorderhause und dem ebenso hohen rechten und linken Seitenflügel und Hintergebäude. Da dringt weder jemals ein Sonnenstrahl noch ein frischer Lusthauch hinein, da herrscht stets

eine dunstige unreine Atmosphäre, und die Menschen, die verdammt sind, in einem an einen solchen Hof grenzenden Raum ihr Leben zuzubringen, leiden an fortwährendem Luftmangel und Luftstauung.

Die Defen, die Stuben- wie die Küchenöfen, sind vielfach in einem Zustande, daß es unmöglich ist, in ihnen zu heizen, ohne daß die Bewohner mehr oder weniger von Kohlendunst zu leiden haben. Ueber diesen wichtigen Gegenstand habe ich mich bereits im ersten Aufsatz geäußert.

Die Abflußröhre des Spülwassers und der Klosets sind meist voller Schmutz; sie tragen nicht wenig zur Verpestung der Luft wie zur Vermehrung der Ratten und ähnlichen Ungeziefers bei.

So ist es in der Hauptstadt des deutschen Reiches, und in den meisten übrigen Städten ist es nicht viel besser.

Die Folgen solcher Wohnungsverhältnisse bleiben natürlich nicht aus, wenn sich auch ein großer Theil der Bevölkerung an das Vorhandensein derartiger Mißstände schon in einem solchen Grade gewöhnt hat, daß er sie gar nicht mehr fühlt und daß es erst eines besonderen Hinweises bedarf, um dieselben zum Bewußtsein zu bringen. Leider steht auch in dieser Beziehung die Reichshauptstadt oben an.

Nur einige wenige amtlich festgestellte statistische Zahlen seien zum Beweise dafür hier angeführt. Dem verstorbenen Direktor des Berliner städtischen statistischen Bureaus, Dr. Schwabe, verdanken wir eine Zusammenstellung der in mehreren Jahren in Berlin vorgekommenen Todesfälle nach der Lage der Wohnungen der Gestorbenen. Hiernach starben von 1000 Bewohnern

	im Keller	1.,	2.,	3. Stock	4., 5. Stock
1861	24	21,4	21,8	22	28,2
1864	27,1		23,3		31,1
1867	24,5		21		26,7

Wenn also im ersten Stock von einer gewissen Anzahl Menschen in einem gewissen Zeitraum drei Personen sterben, müssen oben vier Treppen auf die gleiche Anzahl Menschen in dem gleichen Zeitraum vier Personen sterben. Diese vierte Person könnte also am Leben erhalten bleiben, wenn die Bewohner des vierten Stockes unter denselben Verhältnissen lebten, als die in den unteren Stockwerken; sie wird fast allein dadurch hingerastet, daß sie gezwungen ist, ihr Leben in der ungesunden Wohnung oben vier Treppen zuzubringen.

Den Kellerbewohnern ergeht es nicht viel besser, und wenn bei den vier Treppen hoch Wohnenden die dürftige Lebenslage bis zu einem gewissen Grade zu ihrer größeren Sterblichkeit auch

beitragen mag, so ist dies bei den meisten Kellerbewohnern nicht der Fall. Diese sind zum größten Theil Schank- und Speisewirthe, Vorkost- und Delikatessenhändler, Leute also, die im Allgemeinen keine dürftige Nähr- und Lebensweise führen. Auch bei den Kellerbewohnern nimmt die Sterblichkeit fortwährend zu. Im Jahre 1854 waren unter 100 Gestorbenen 7,5 Kellerbewohner, 1861 8,9, 1871 9,2, 1874 9,5. Die größte Zahl dieser Opfer raffte der Tod schon im zarten Kindesalter hin. Indeß forderten auch Typhus, Pocken, Cholera, Schwindsucht und Abzehrung bedeutende und immer wachsende Opfer an Menschenleben, Krankheiten also, die ihre Entstehung hauptsächlich ungesunden Wohnstätten und schlechter Lebenslage verdanken. Nimmt man nämlich die Zahl aller Todesfälle von Kellerbewohnern im Jahre 1854 als Einheit, so starben

	1854	1861	1871	1874
an Ansteckungskrankheiten	1000	1718	3876	4882
an Schwindsucht	1000	1659	3304	4990
an Durchfall	1000	2322	7051	8972.

Die Zahl der tödtlichen Krankheiten, deren Entstehung in grober Verletzung der Gesundheitspflege ihren Grund hat, nimmt also in erschreckendem Maße zu. Am grellsten tritt der schädliche Einfluß der schlechten Wohnungsverhältnisse bei der Bevölkerung einiger von verächtlichen Spekulanten erbauten Miethskasernen hervor. Hierüber heißt es in dem amtlichen Bericht der Verwaltung der städtischen Armenpflege von Berlin pro 1873 unter Anderem: „Im 61. Medizinalbezirk lieferte z. B. das Haus Müllerstraße 31 im Jahre 1873 von 153 Flecktyphuskranken im Bezirk allein 150. Aus dem Hause Gitschinerstraße 17 kamen von den 575 armen Kranken des ganzen 18. Medizinalbezirks allein 117, d. h. 30,8 pCt. aller Kranken; davon waren 22 pCt. epidemische Krankheiten. Alle sechs in diesem Bezirk unter den Armen vorgekommenen Cholerafälle kamen aus diesem Hause, ebenso 46 pCt. aller Ruhr- und 80 pCt. aller Diphtheritisfälle. Ebenso lieferte der andere Häuserkomplex desselben Eigenthümers (R. Bergemann heißt dieser sonst „hochangesehene Ehrenmann“), Johannerstraße 3—5, „in dem über 1000 Menschen hausen,“ 53 pCt. aller im 13. Medizinalbezirk behandelten Kranken. Wenn gleich eine Verbesserung der Wohnungen im Ganzen anerkannt wird (?), stieg doch infolge der Ueberfüllung einzelner Miethskasernen und durch Unsauberkeit verpesteter Häuser, wie der vorgedachten, der Prozentsatz der in die Hospitäler zu sendenden Kranken von 10,5 pCt. im Vorjahr auf 12,7 pCt. im Jahre 1873 (noch 1871 betrug derselbe nur 8,7 pCt., die fünf Jahre vorher durchschnittlich kaum 7,5 pCt.)“ (Schluß folgt.)

## Major Davel.

Eine biographische Skizze aus der Schweizergeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Von Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Der Frieden von Aarau, auch der Westphälische der Schweiz genannt, hatte Bern auf den höchsten Gipfel der Macht erhoben. Die allmähliche Umwandlung der demokratischen Verfassung in eine aristokratische ward vollendet. Kaum 80 Patrizierfamilien, aus denen sich, wie in Venedig, der souveräne Rath der Zweihundert rekrutirte, theilten die Republik, ihre Aemter und Einkünfte unter sich. Ueber ein Dritteltheil des gesammten Bundesgebiets erstreckte sich die Berner Herrschaft. Allein diese Macht hatte ihren wunden Fleck, der Davel keineswegs entging. Luzern und die kleinen Kantone trugen den Tag von Billmergen in gutem Andenken. Sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, den Vertrag von Aarau zu brechen. Mit diesem Haffe ging der Reid und die Eifersucht aller übrigen Kantone ohne Unterschied der Konfessionen Hand in Hand. Das durch Bern gestörte Gleichgewicht der schweizer Kantone sollte wiederhergestellt werden, und dieser Wunsch ward von den katholischen Groß-

mächten Oesterreich und Frankreich getheilt und genährt. Wie die Stellung der Berner Regierung nach außen, so war sie auch nach innen eine völlig isolirte. Das Waadtland, Argau, das Oberland, der ganze Kanton Bern und die von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossene Bürgerschaft der Hauptstadt selbst waren vom gleichen Geiste der Unzufriedenheit durchdrungen. Davel zweifelte nicht, daß sie die erste günstige Gelegenheit benutzen würden, um sich zu verbünden, ihre Unabhängigkeit zu erklären, und den Schatz, den die souveräne Stadt aus den unterworfenen Provinzen aufgehäuft, unter sich zu theilen. So glich Bern einem Keigel, der auf seiner Spitze balancirte. Es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um ihn aus seinem Schwerpunkt zu stürzen. Alle Verhältnisse weiffagten einer Erhebung glücklichen Erfolg und Davel beschloß, zu handeln. Schon in seinen Kriegsjahren hatte er die Gewohnheit, so oft es sich um eine wichtige Entschließung handelte, sich im einsamen Gebet zuvor an Gott

zu wenden. Auch jetzt that er so, ehe er sich für einen bestimmten Plan entschied. Er zog sich von der Welt zurück, wachte und betete um Erlösung. Seine Nichten, mit denen er lebte, und die übrigen Hausgenossen, sahen ihn in dieser Zeit oft Thränen vergießen. „Ich flehte demüthig zu Gott,“ erzählte er später im Gefängnisse seinen Freunden, „daß es ihm gefallen möge, mich von meinem Vorhaben abzubringen, wenn dasselbe nicht zum Glück meines Vaterlandes gereichen sollte, und mich zu führen, damit ich nichts gegen seinen Willen unternähme. Aber statt eine Aenderung in mir zu spüren, fühlte ich mich vielmehr fortgerissen und wie von einer höheren Macht getrieben.“ Mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit und Umsicht begann er nun seinen Plan und seit dem Anfang des Jahres 1723 dessen Ausführung. Er setzte eine Unabhängigkeitserklärung des Waadtlandes auf, eine Note an den Rath von Genf, worin er diesem die Gründe seiner „Schilderhebung“ darlegte und einen Brief an die Freiburger Regierung, in dem er um freien Durchzug für seine Truppen bat, um Murten und die Grenzen bei Gmündingen zu besetzen, hoffend, daß die Erhebung der Waadtländer „gegen die unerträgliche Herrschaft Berns“ auch deren Verbündete freimachen werde. Der freien Rede unfähig, entwarf er zugleich eine Anrede an die

Zweihundert von Lausanne und folgendes Kundschreiben an die Städte des Waadtlandes:

„Edle, berühmte und sehr geehrte Herren!

Es ist nicht möglich, daß ich jeder Stadt oder jedem Einzelnen des Landes die erste Veranlassung zu dieser Schilderhebung, die ich für unsere Befreiung von der Herrschaft Berns unternehmen habe, mittheile, wegen des Geheimnisses, das die Seele dieses ersten Schrittes ist. Meine Hauptaufmerksamkeit ist darauf gerichtet, Ihnen Alles mitzutheilen, was geschehen ist, um Ihre Billigung oder besseren Rathschläge zu erhalten, überzeugt, daß unser Aller gemeinschaftliches Ziel unsere so unterdrückte Freiheit ist. Ich habe ohne Verzug Alles gethan, was für die Vollendung des begonnenen Werkes, für das wir den Segen Gottes ersehen, förderlich und wirksam ist. Ich bin &c.“

Das Osterfest nahte. Während desselben fanden in Bern die jährlichen Neuwahlen des Rathes, der Landvögte &c. statt, weshalb denn alle Amtleute und höheren Beamten wie sämtliche Mitglieder der Regierung in der Hauptstadt erscheinen mußten. In ihrer Abwesenheit sollte der entscheidende Schritt gethan werden. Der Augenblick war so günstig wie keiner.

(Fortsetzung folgt.)

**Pierre Jean Béranger** (sprich: Piärr Schang Berangscheh), der vollständigste Liederdichter Frankreichs, wurde am 19. August 1780 zu Paris geboren; die Ereignisse der französischen Revolution brausten, nicht ohne mächtige Eindrücke zu hinterlassen, an dem Knaben und Jüngling vorüber; Béranger blieb sein ganzes Leben lang „Kind der großen Revolution“, wenn auch das Kaiserreich des ersten Napoleon dem leicht erregbaren Chansonnier (Liederdichter) eine, mit den „Prinzipien von 1789“ nicht völlig im Einklang stehende Bewunderung entlockte. Er widmete sich ursprünglich der „schwarzen Kunst“, wurde ihr aber bald zu Gunsten einer heitereren Kunst untreu; durch seine gelungenen dichterischen Versuche fesselte er die Aufmerksamkeit eines einflussreichen Mannes, der ihm 1809 eine Stelle im Sekretariat der Universität verschaffte. Von nun an widmete sich Béranger ganz der Poesie; 1821 wurde er von dem Bourbonnenregiment, das er in seinen Liedern heftig bekämpft, seines Postens entsetzt, was ihm jedoch, da sein Ruf schon begründet war, nicht mehr Schaden bringen, im Gegentheil nur größere Unabhängigkeit genähren konnte. Er wurde in mehrere Prozesse verwickelt und mehrfach bestraft. An der Julirevolution betheiligte er sich lebhaft, wandte sich aber bald von dem heuchlerischen Bürgerkönigthum ab. Die Februarrevolution erfüllte ihn mit Begeisterung, die jedoch nicht lange vorhielt. Die Junischlacht zerstörte die Hoffnungen des greifen Dichters; der Staatsstreich des 2. Dezember 1851 fand keine mehr zu zerstören. Alle Versuche der „Dezemberbande“ und ihres Chefs, den Verherrlicher des ersten Kaiserreichs zu gewinnen, scheiterten an dem Ekel Béranger's, dessen nagendster Kummer in den letzten Lebensjahren es war, daß er durch viele seiner Gedichte die Kaiserlegende gepflegt, der Blut- und Kothwirtschaft des zweiten Kaiserreichs eine poetische Grundlage gegeben hatte. In dem prächtigen Gedicht: „Der Adler und der Hahn“ sprach er sein Verdammungsurtheil aus. Er starb am 17. Juli 1857. Wir werden uns mit Béranger gelegentlich ausführlicher beschäftigen; sein wohlgelungenes Porträt, welches wir heut bringen (siehe Seite 252), ist nach der besten vorhandenen Photographie geschnitten.

„Arbeitseinstellung.“ (S. Seite 253.) Das ist ein Schreckenswort für so viele Selbstsüchtige und Arbeitscheue, aber oft auch der letzte Versuch des Ueberlasteten, sich seiner Haut zu wehren, und eine gefährliche Waffe für den, der sie führen muß und den, gegen welchen sie gerichtet ist. Wer sie führt, muß mindestens einen so guten Rückhalt in seinem Rechtsbewußtsein haben, wie unser kleiner Anton auf dem Bilde, wo er der Liesel den Gehorsam kündigt — oder er muß auf sonstige gute Bundesgenossen und einige Groschen einzelnes Geld rechnen können, daß er's aushalten kann, wenn sich sein Partner etwa auf die Hinterbeine stellt. Im großen sozialen Leben freilich, da sieht sich das Bild nicht so drollig an, wie es uns der Maler hier aus der „Welt im Kleinen“ vor Augen führt. Die Ursachen dieses Strikes sind indeß für die direkt Betheiligten nicht minder schwerwiegend, als für die indirekt Betheiligten, zumal den Herrn Lehrer, der in seiner neuen Amtswohnung mit Ungeudul auf seine Schul- und Hausrequisiten wartet, die ihm die beiden dienstwilligen Geschwister aus der alten Wohnung bringen sollen. Der mit Theekessel, Reibeisen, Schale und einem physikalischen Ständer gekrönte umfangreiche Papiertorb birgt gewiß in seinen

Tiefen noch manch' schweren Gegenstand aus dem Hausrath des alten Junggefellens, und die kluge Liesel hat ihn sorgfältig gepackt, die Geige aber, den Kleiderrechen und die Bierflasche in den Handkorb zu ihrer Rechten untergebracht. Anton hat schon unterwegs seine Betrachtungen darüber angestellt, warum er, als der Kleinere, auch noch die Kutterschaukel und die Mausefalle tragen soll, während doch die Last des großen Korbes sich ohnedies schon so bedenklich nach seiner Seite zog. In der Dorfstraße war er zu stolz, sich als Schwächeren zu zeigen und den Korb abzulegen, wiewohl er wiederholt der Schwester sein Leid gellagt. Sie will's nicht glauben, hält den „Dicki“ für faul und ist deshalb nicht wenig böse, weil er plötzlich vor der Brücke am Bach seine Last niederlegte und mit diplomatischer Berechnung seine beiden Fäuste in die Taschen bohrt. Der Liesel ist's nicht lächerlich zu Muth, denn Anton hat einen harten Kopf, und wie ein kluger Feldherr hat er auch das Terrain zum Austragen des Kampfes gut ausgewählt. Sie kann den großen Korb nicht allein über den Bach tragen, und vergebens fordert sie ihn auf, die Arbeit wieder aufzunehmen. Der Anton aber bleibt standhaft, denn er behauptet, daß eine Last, an der Große und Kleine tragen, immer den Kleinen am schwersten fällt. Unre Liesel aber weiß sich endlich zu helfen und verspricht ihm aus der Flasche einen Schluck, wenn sie hinüber sind. Der Anton geht auf den Leim, er trägt wie zuvor, aber — nachdem sie hinüber sind, da weiß ihm unre Liesel unterwegs so rührend von dem „Eigenthum des Lehrers“ und den „Gefahren des Raschens“ zu erzählen, daß es dem Anton ordentlich zu Herzen geht. — Als sie dann Abends zu Hause waren, da hat der Anton doch noch einmal recht gründlich über den „versprochenen Schluck“ nachgedacht. Daß ihn die Liesel getäuscht, hat er übrigens lange nicht vergessen können.

Später vollends, als unser Anton beim Handwerk war und er als Geselle in der Stadt bei den Sozialisten so manches von der gerechten Vertheilung der Lasten und Rechte hörte, da fiel ihm oftmals Schulmeisters Umzug ein, wo ihn seine eigne Schwester überlistet und wo er schließlich das Nachsehen hatte. Und als er gar eines Tages mit seinen Kollegen zur Arbeitseinstellung gezwungen war, weil der Minister Camphausen das Rezept von den niedrigen Arbeitslöhnen verschrieben hatte, und als es endlich an's Unterhandeln ging, nachdem man vergeblich getrotzt hatte, da sagte er: „Freunde, seht euch vor, denn wenn auch jetzt die Meister Versprechungen machen, weil sie nicht allein über den Bach können, so sind sie doch gewiß nicht dümmere als meine Liesel war, damals, wo ich um einen versprochenen Schluck die Mausefalle und den schweren Korb mittrug und hintennach doch mit Redensarten abgefunden wurde. Jetzt haben wir's noch in der Hand, und was hilft der schönste Feldzugsplan und das schönste Versprechen, wenn der Andere die Geige hat, nach der wir doch immer wieder tanzen müssen, sobald ein anderer Wind weht?“

„Arbeitseinstellung!“ hieß es hierauf einstimmig, und wenn auch der Anton und seine Freunde keine so dicken Bäden mehr hatten, wie als Buben, sie haben ihre Sache doch tapfer ausgefochten, so daß der Anton als siegreiches Deputationsmitglied einem bekannten Meister sagen konnte: „Anton, steck' die Fäuste ein!“

Die Welt im Großen spiegelt sich im Kleinen. Nur daß nicht Alles so harmlos aufgefaßt und abgewidelt wird wie auf unserm Bilde — die „Arbeitseinstellung“.